



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Roman

**Keiter, Heinrich
Kellen, Tony**

Essen, 1908

2. Die Reden

urn:nbn:de:hbz:466:1-34214

Der Reine kann ein edles Meisterwerk in demjenigen zeigen, welches uns von einem Unreinen behandelt frech, schamlos, abscheulich erscheint. Gerade hier zeigt sich die Vernichtung des Stoffes durch die Form, wie man das reine Verarbeiten in die ästhetische Erscheinung genannt hat, in großartigster Weise.“

Leicht ist zu erkennen, in welcher Absicht eine nackte Handlung dargestellt ist. Mit leichter Erwähnung geht der echte Künstler über sie hinweg; der Effektmacher bereitet sie mit faunischem Lächeln vor und malt sie mit lüsternein Behagen aus. Dem Dramatiker sind hingegen die Grenzen des Darstellbaren leichter zu ziehen. Er führt seine Personen dem leiblichen Auge vor; seine Darstellung muß sich deshalb von allem fern halten, was die Sitte dem Blicke zu verhüllen sucht.

2. Die Reden.

Daß die Gespräche nur das enthalten dürfen, was mit der Handlung des Romans in Verbindung steht, ist bereits erörtert. Hier soll deswegen nur dargetan werden, wie die zur Handlung gehörigen Reden dargestellt werden müssen.

Bei jedem wichtigeren Gespräche, in das der Dichter Personen seines Romans verwickelt, muß ihm ein bestimmtes Ziel lebendig vor Augen schweben, und diesem muß das Gespräch, ob verdeckt oder offen, unablässig zueilen. Bei einer Unterredung handelt es sich z. B. um die Überlegung oder die Ausführung eines Planes, um die Besprechung eines auf die Handlung bezüglichen Gegenstandes, um die Gewinnung des einen oder anderen für eine bestimmte Sache, um eine Verständigung — kurz, um die Erreichung einer Absicht. Auch im Monolog, der ja nichts weiter als eine Überlegung mit sich selbst ist. Der eine will im Gespräche den anderen auf seine Seite ziehen, bezw. ihn für seine Pläne günstig stimmen. Der Politiker sucht seinen Gegner zu überzeugen, daß das beiderseitige Ziel nur auf diesem Wege zu erreichen sei; der Volksredner will seinem Publikum die Überzeugung beibringen, daß man so am ersten zum Ziel gelange; der Freund sucht den Freund von einem Vorhaben abzuhalten, das nach seiner Meinung nur zu seinem Verderben ausschlagen kann; der Vater beschwört den Sohn,

seinem Räte zu folgen, damit er nicht ins Glend stürze; der Liebende fleht die Dame seines Herzens an, ihn zu erhören; die Mutter will die Tochter bereden, diesem oder jenem Freier ihr Herz zu schenken, und die Tochter sträubt sich mit aller Gewalt dagegen usw. usw. Diese kleine Auswahl von Konflikten aus der großen Menge läßt schon ersehen, welche Anforderungen die Durchführung eines Gespräches an den Dichter stellt. Er soll nicht nur den Konflikt nach allen Seiten beleuchten und zu einem befriedigenden Ende führen, sondern auch einer jeden Person die ganze Macht der Überredung je ihrem Charakter und der Natur ihrer Sache nach zu verleihen suchen. Denn jede Person will ja Recht behalten und jede ihre Absicht zur Durchführung bringen. Ein jeder bietet alles auf, nicht zu unterliegen. Der Politiker, der Freund, der Vater, der Liebende, die Mutter sowohl als auch deren Gegner — alle sprechen die Sprache der Leidenschaft und des Verstandes. Gründe der Vernunft und Ausbrüche der Leidenschaft, die in ihrer Heftigkeit die Kraft der Überredung in sich tragen, wirbeln scheinbar wild durcheinander. Der sich soeben Sieger glaubte, unterliegt; da entdeckt er am Gegner eine Blöße, schnell rafft er sich auf und jener fällt.

Im Gespräche vermag sich daher die dichterische Kraft des Schriftstellers in hohem Grade kundzugeben. Was ihm sonst durch das Gesetz der Objektivität verwehrt war voll und ganz zu zeigen: die Tiefe seines Gefühls, das Feuer seiner Begeisterung, den Reichtum seiner Kenntnisse, die Fülle seines Humors, die Schätze seiner Erfahrung — das alles in glänzendster Weise zu entfalten, bietet sich ihm hier ein ausgedehntes Feld. Ohne das Gesetz der Objektivität nur im geringsten zu verletzen, kann er seiner Subjektivität freien Lauf lassen — nur muß das Medium gut gewählt und alle Äußerungen einer Person müssen ihrem Charakter angemessen sein.

Erstes Erfordernis zur dichterischen Durchführung eines Gesprächs ist deshalb strenge Rücksichtnahme auf den Charakter der Personen. Der Dichter muß sich mit ihrem Gefühlsleben so vertraut gemacht haben, daß er mitempfindet, welchen Eindruck dieses oder jenes Wort auf den Hörer macht und welche Gedanken dadurch in seiner Seele aufsteigen. Und gleichzeitig muß er diesen Gedanken einen Aus-

druck geben, der ganz der Natur entspricht. Ungekünstelt muß ein jeder Ausdruck den Stempel der Unmittelbarkeit an sich tragen. Und jedes Wort muß dem Charakter der Sprechenden Person angepaßt sein; sie darf nichts vorbringen, was sie ihrem Charakter nach nicht sagen kann. Da zeigt sich der echte Dichter! Jedes Ausdrucks von Empfindungen mächtig, spricht er jetzt mit den Donnertönen gerechter Entrüstung, dann mit den milden Worten freundlicher Ermahnung; in diesem Augenblick begeistert er uns mit erhabenen Worten für einen edlen Gedanken oder eine edle Absicht; im nächsten klagt er in ergreifenden Worten um ein verlorenes Glück; hier entzückt er uns durch zartes Gefüge der Liebenden, dort beugt er uns durch die Wehrufe einer verlassenen Mutter. Da ist keine Regung des Gefühls, der er nicht Worte, keine Leidenschaft, der er nicht den lebendigen Ausdruck verleihen könnte, einen Ausdruck, der ganz der Natur entspricht und doch sich über sie erhebt. Denn der echte Dichter bleibt in den Gesprächen seiner Personen stets der Wirklichkeit treu und doch erhebt er sich über sie. Er läßt sie so sprechen, wie sie im täglichen Leben oder in der Lage, in der sie sich befinden, sprechen würden. Und doch wird er häufig gezwungen sein, die Reden etwas zu stilisieren. Nie verfällt er in Trivialitäten, nie in Gemeinheiten. Gerade hier ist der Punkt, wo der Dichter sich so wesentlich unterscheidet vom bloßen Macher. In den Reden des letzteren herrscht ein roher Realismus; nicht nur werden Dinge in die Unterhaltung gezogen, die man gern verschweigt, sondern diese Dinge werden auch in unverblümtester Weise bezeichnet. So Paul de Kock selbst in jenen seiner Werke, die zu den ernstesten zählen wollen. Vergleichen wir damit z. B. die Romane Freytags! Welcher Unterschied, welche Reinheit selbst in den niedersten Kreisen, selbst bei jenen Personen, denen in Wirklichkeit ein derber Scherz so nahe liegt!

Zweites Erfordernis ist: völlige Kenntniss des in Rede stehenden Gegenstandes nach allen Seiten. Nicht nur muß der Dichter die ganze selbständige Bedeutung desselben, sondern auch sein Verhältnis zu anderen Gegenständen völlig erfaßt haben. Er muß ihn nach zwei Seiten begriffen haben, von der günstigen und der ungünstigen. Denn der eine muß dem anderen doch Rede und Antwort stehen können und zwar gründlich. Da folgt Rede auf Gegenrede, Schlag auf

Schlag, Grund auf Grund, bis der schwächere Teil sich geschlagen zurückzieht.

Drittes Erfordernis ist: größte Vollständigkeit, völlige Übersicht über alles bereits Gesagte und klares Bewußtsein alles dessen, was noch gesagt werden soll, denn nur dadurch läßt sich ein logischer Fortgang des Gesprächs ermöglichen. Mit größter Ungezwungenheit muß das eine aus dem anderen hervorgehen, wie dem Stamme die Zweige, den Zweigen die Blätter entsprossen. Mit dieser Notwendigkeit der Entwicklung aber kann sich die größte Verschlungeneit der Gesprächswendungen recht gut verbinden. Ohne Zweifel sind die Redenden erregt, ihre Geisteskraft ist hoch angespannt; vielleicht kommt es dem einen gar nicht auf die Mittel an, sein Ziel zu erreichen — er wendet deshalb alle Künste der Dialektik an, seinen Gegner aus dem Felde zu schlagen. Ein anderer sucht sich einem drohenden Bekenntnis zu entziehen, er schlüpft in alle Winkel, täuscht und blendet und muß doch vielleicht unterliegen. Welche Aufgabe für den Dichter!

Aber auch welche Gefahren liegen nahe! Zunächst die Gefahr in trockene Spitzfindigkeiten zu verfallen, die der Poesie stets fern liegen. Der Verstand darf nicht immer allein überzeugen wollen, unter Umständen muß ihm auch leidenschaftliche Erregung zur Seite stehen. Wie würde Bernhard Münzer („Die von Hohenstein“) sich ausnehmen, wenn der Verstand allein ihn leitete? Würde er die Volksmassen so haben bewegen können? Und wieder: hätte Leidenschaft allein ihn beseelt, würde er solche Erfolge errungen haben?

Die Gespräche oder vielmehr die Besprechungen, die Goethe einführt, dienen wesentlich zur Charakteristik. In „Wilhelm Meister“ namentlich, wo es sich nicht bloß um Handlungen und Beziehungen, um Schürzung und Lösung eines Knotens handelt, sondern das Denkleben des Helden eigentliches Thema ist und eine breitere Ausdehnung erfordert wird, ist es oft ebenso wichtig, was der Held denkt, als was er tut.

Mit besonderer Geschicklichkeit versteht es Goethe, zwei Menschen, die sich zum erstenmale begegnen, sich in der Weise gegenseitig aussprechen zu lassen, daß sie ihren Bildungsgang, den Hintergrund ihrer Wahrnehmungen, Anschauungen und

Betrachtungen darlegen und den Dichter aller weiteren Charakterisierung überheben.³⁾

Auch Dickens zeichnet sich aus in der Kunst des Dialogs. Wunderbar, wie er den kleinsten Inhalt ausspinnen kann in lange Gespräche, die den Leser nicht ermüden, im Gegenteil. Eine schwache Seite von Dickens ist aber die Schilderung des Volkes. Nie sprechen die Leute aus dem Volke ihre eigene Sprache oder denken ihre eigenen Gedanken, immer nur in einer der Volkssprache angenäherten konventionellen Weise die Gedanken des Autors über das Volk, und zwar Gedanken, die der Partei des Autors gefallen sollen. Dies fällt sehr unangenehm auf.⁴⁾

In einer Studie über Fontane sagt Dr. J. Ettlinger über die Dialogkunst in Fontanes Romanen: „Der Neigung zum Reden und Redenlassen entspricht die Abneigung gegen den Gebrauch der indirekten Rede, die so weit geht, daß Fontane seine Menschen meistens auch in direkter Form, oft in langen Monologen denken läßt. Und wo Gespräch und Selbstgespräch nicht ausreichen, greift er mit Vorliebe zu der dritten Form der unmittelbaren Aussprache, zum Brief. Er wendet diese Art der Mitteilung, die sonst in schlecht komponierten Romanen so oft als bequeme Not- und Eselsbrücke mißbraucht wird, nur sehr sparsam an, aber sie wird in seinen Händen jedesmal zu einem wichtigen Kunstmittel und dient zumeist entweder dazu, eine noch im Dunkeln liegende Situation mit einem Schlage transparent zu machen oder nach Art des antiken Botenberichts, Geschehnisse zu rekapitulieren, die zur unmittelbaren Darstellung nicht geschaffen erschienen.“⁵⁾

Wo der Verstand vorwiegt, da finden wir in das Gespräch eine Menge Sentenzen verstreut, die die Behauptungen des einen oder anderen Sprechers bestätigen sollen. Unstreitig ist die Anwendung allgemeiner Grundsätze im Gespräche berechtigt, manchmal sogar notwendig. Nicht selten zeigt eine Sentenz die Sache in einem ganz anderen Lichte. Zudem haben diese Sentenzen große überzeugende Kraft. Gibt der An-

³⁾ Auerbach, a. a. D. S. 46 f.

⁴⁾ Otto Ludwig, 6. Band, S. 213. S. 215.

⁵⁾ Th. Fontane. Berlin, Barb, Marquard u. Co., 1904. S. 57.

geredete ihre Berechtigung zu, so ist er gezwungen, auch die Konsequenzen anzuerkennen.

Aber der Dichter soll solche Gemeinplätze nur sparsam und nur nach genauer Prüfung der Lage anbringen. Nichts Ermügenderes als eine mit Sentenzen überladene Rede! Und nichts Unnatürlicheres, als eine Person, die mit Sentenzen um sich wirft, die zu ihrem Charakter gar nicht passen. Endlich aber muß die Sentenz auch der Lage vollständig entsprechen, aus ihr hervorgehen.

Manchmal kann der Dichter gar nicht vermeiden, in verstandesmäßiger Weise das Für und Wider in Gesprächen erwägen zu lassen — dann zeigt sich sofort, daß die Wahl der Idee eine verkehrte war. Immer ist das der Fall bei abstrakten Ideen, da ist eine verstandesmäßige Darstellung unabweislich. Es sei hier wiederum auf George Sands „Spiridion“ verwiesen.

Die verstandesmäßige Darstellung kann aber auch eine Folge der verkehrten Auffassung der Idee sein. So in Volandens „Canossa“, wo die Machtfrage zwischen Kaiser und Papst in der regelrechten Weise von den Bischöfen und Fürsten abgehandelt wird.

Wenn es aber nun einmal das Wesen der Idee erfordert, daß hochwichtige Fragen zwischen den Personen zur Erörterung kommen, wie dies in den politischen, sozialen und religiösen Ideen behandelnden Romanen der Fall zu sein pflegt, so fasse der Dichter diese Fragen vom Standpunkt des Gefühls und des Verstandes auf und lasse der Leidenschaft einen weiten Spielraum. Davon findet sich ein schönes Beispiel in Rousseaus „Geloïse“ (I. Brief 62), in jenem Gespräche, das Lord Eduard mit dem Vater Juliens über den Adel führt. Den Vater von der Nichtigkeit seiner adeligen Annahme zu überzeugen, bestürmt er ihn in leidenschaftlicher Weise mit den verschiedensten Gründen. Ähnlich macht es Spielhagen, in dessen Romanen ja die genannten Ideen durchweg den Mittelpunkt bilden.

In der Darstellung hüte sich der Dichter vor jenen zerhackten Sätzen, vor jenen nichtsagenden Redeteilchen, die in französischen Romanen und auch in manchen deutschen üblich sind. Es soll nichts gesagt werden, was nicht eine Bedeutung hat und alles, was sich von selbst versteht, kann fortgelassen

werden. Wenn der Bediente etwas verrichten soll, so ist es nicht nötig, dies durch den Mund des Herrn erst lang und breit befehlen zu lassen.

Schließlich soll noch auf einen weitverbreiteten Fehler unserer Romanschriftsteller aufmerksam gemacht werden. Sie haben es sich angewöhnt, diese oder jene Rede, diesen oder jenen Ausspruch einer Hauptperson „glänzend“, „erhebend“, „rührend“ usw. zu nennen und gleichzeitig deren Wirkung auf den Zuhörer effektivvoll zu schildern. Wie aber nun, wenn der Leser (wie in den meisten Fällen) gar nicht die Wirkung empfindet, die der Dichter an den Personen beschreibt?

Der Leser wird sich in der Tat eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten können. Der Dichter aber geht zu weit, er beurteilt die von ihm geschaffenen Personen und deren Reden, er lobt mithin sich selbst.

Andererseits natürlich ist es, wenn die Zuhörer im Roman sich so und so über das Gesagte äußern. Denn diese haben ein vollständiges Recht dazu, mag der Leser mit ihnen übereinstimmen oder nicht.

Monologe kommen z. B. in Otto Ludwigs „Geiterei“ wiederholt vor. Sie sollen aber nie da angewandt werden, wo sie nach Lage der Sache möglich sind. In der Regel wird es sich empfehlen, die Gedanken einer Person auch als solche wiederzugeben.

über die Technik des Romandialogs hat Armin Brunner in einer besonderen Abhandlung⁶⁾ interessante Bemerkungen gemacht, und beherzigenswerte Ratschläge erteilt, die wir mit einem Zusatz über Paul Gehe hier wiedergeben.

Wer Erzählendes schreibt, dem werden die mannigfachen stilistischen Schwierigkeiten nicht entgangen sein, die die Technik des Dialogs in der undramatischen Prosa zu überwinden aufgibt. Während der Bühnenschriftsteller den Namen der Sprechenden Person voransetzt, höchstens noch die begleitende Geste oder Ton und Stimmung des Redenden in Klammern beifügt, z. B. „höhnisch“, oder „mit einer abwehrenden Bewegung“, oder

⁶⁾ Zur Technik des Romandialogs. Literarisches Echo. 3. Jahrgang (1900/1901), Nr. 24, Sp. 1681—1685.

„rasch einfallend“, ist der Erzähler gezwungen, im Dialog, der ja wegen der Lebhaftigkeit der Darstellung in Roman und Novelle eine große Rolle spielt, die Färbung der Rede und die Mimik mit einigen Worten im Texte selbst unterzubringen. Das muß mit Rücksicht darauf, daß die Gespräche nicht aufgehoben werden sollen, weil die Verschleppung des Dialogs durch Zwischenbemerkungen des Erzählers sehr stört, oft recht knapp geschehen, und die notwendige Zusammenfassung der Bezeichnungen dafür: daß einer etwas sagt, wie er es sagt, und was er dabei tut, haben in der neueren Literatur zu einem Unfug geschmackloser Kürze geführt. Exempla trahunt. Deshalb biete ich hier zunächst zwei Roman-Ausschnitte, in deren Dialog es sich vorläufig bloß um das „sagen“ und synonyme Redeanschlüsse handelt.

1.

„Der Minister?“ sagte Christine ganz unbefangen, „der war gar nicht da.“

„Doktor St.“ sagte Christine, ohne vom Teller aufzublicken.

„Der müßte eigentlich das Meiste davon verstehen,“ wagte Christine zu entgegnen.

„Herrlich!“ sagte Christine, „alles hing an seinen Lippen.“

„Ich dachte doch,“ sagte sie schüchtern, „ich hätte damals das Gegenteil bewiesen.“

„Das hat St. heute gerade den Liberalen vorgeworfen,“ sagte Christine mit Genugthuung.

2.

„Wenn Du wahr sprichst, Gerhard,“ antwortet er mit einem zufriedenen Lächeln, „so widerlegt meine Person die oft aufgestellte Behauptung, daß die Gelehrtenstube uns Bücherwürmern frühzeitiger als anderen Männern den Rücken krümmt und die Stirne furcht.“

„Wir haben einen echten Winter dieses Jahr,“ warf er hin.

„Einen weißen Weihnachten“ (1), ergänzte der Professor.

„In meiner Heimat kennen wir niemals einen anderen,“ mischte sich Ellida bescheiden in das Gespräch.

„Da werden Sie andere Schnee- und Eismassen kennen, wie hier,“ bemerkte wieder der Intendant, sich jetzt umwendend.

Es ist ersichtlich, daß der Autor des ersten Beispiels mit dem eintönigen „sagte Christine“ nicht einmal das allerein-

fachste Mittel der Dialog-Technik verwendet, durch verschiedene Stellungen dieses kurzen Satzes Abwechslung in den Ausdruck zu bringen. Nur die Zwischenschiebung kennt er, die gerade das Wechselgespräch langweilig macht und an das komische „sagt er, hat er g'sagt“ der Mundart erinnert. Schon, wenn die Bemerkung „Christine sagte“, oder „Darauf sagte Christine“ u. s. f. am Anfang oder am Ende der Rede erscheint, wird die störende Gleichmäßigkeit des unvermeidlichen Übels der Dialog-Anknüpfungssphrasen gemildert.

Weiter vorgeschritten ist schon der zweite Autor, der zwar syntaktisch auch immer das „Antworten, Hinwerfen, Ergänzen, Sich-Einmischen, Bemerkten“, in die Parantthese stellt, aber doch wenigstens ein paar Ausdrücke für das „Sagen“ in Vorrat hat.

Paul Heyse wechselt in der Regel die Ausdrücke sehr sorgfältig, doch findet man auch eine Wiederholung von „sagte“ fast unmittelbar hintereinander. Nehmen wir z. B. in den „Kindern der Welt“ das 14. Kapitel des 1. Bandes. Dort finden wir folgende Ausdrücke:

„Fräulein Christiane Falk?“ sagte er.

„Sie nickte kaum merklich. „Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Mein verehrtes Fräulein,“ sagte er, „ich habe usw.“

„Und wenn ich unter gar keiner Bedingung darauf eingehen könnte?“ unterbrach sie ihn mit ruhigem Ton.

Er ergriff das Buch, das auf dem Tische vor ihm lag, blätterte scheinbar achtlos darin und versetzte nach einer kurzen Pause: . . .

„Verzeihen Sie,“ sagte sie rasch, „wenn ich usw.“ . . .

„Ihre Gründe?“ sagte er lächelnd, indem er aufstand.

. . . sagte er mit dem unbefangenen Ton, . . .

Sie antwortete nicht sogleich. . . . Sie mußte sich erst mit ihrem alten Trotz waffnen, ehe sie ein Wort entgegen konnte.

„Haben Sie das wirklich auf meiner Stirn gelesen oder nur in dem Buche da auf dem Tisch?“

„Mein teures Fräulein,“ erwiderte er ganz freundlich, . . .

„Nein,“ fuhr er wie in plötzlicher Erregung fort, indem er das Zimmer mit hastigen Schritten durchmaß, „ich gebe sie noch nicht auf.“ . . .

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte sie. . . .

„Sie wollen!“ sagte Lorinser mit gedämpfter Stimme, aber voll Nachdruck. . . .

„O liebes Kind,“ erwiderte er, . . .
„Wie kommen Sie dazu, mein Herr!“ preßte sie heftig hervor, . . .
„Sie tun mir unrecht,“ sagte er.

An mehreren Stellen des Kapitels fehlt jede Bezeichnung. Diese ist ja auch häufig überflüssig, sobald man sicher weiß, wer spricht, ebenso wenn Rede und Gegenrede unmittelbar aufeinander folgen.

Sehr beliebt, wie das „sagte“ und „sprach“ (bei einzelnen Autoren auch „machte“ nach Interjektionen z. B. „Hm!“ machte er. „Si,“ machte sie), ist auch das „meinte“ und „lachte“. Die folgenden Beispiele aus Romanen stellen fortlaufende Dialoge dar, aus denen ich nur Unwesentliches weggelassen habe.

„Was gibt es denn? Welch ein Geist ist eigentlich in Sie gefahren, daß eine dienstliche Auszeichnung Sie unglücklich macht?“ meint er dann wohlwollend.

„Lieber Freund,“ meinte dann B., wider Erwarten kühl geblieben und ohne sich in seinem Aufräumen stören zu lassen; „das mag alles recht gut und aufrichtig sein, was Sie da sagen; in Ihrem Interesse will ich das Beste hoffen, aber . . .“

„Nur den Kopf nicht verloren,“ meinte er, „ich habe heute die Zeit nicht, mich, wie ich gerne möchte, in Ihre Angelegenheit zu vertiefen.“

„Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus,“ meinte der Rat, seinen Untergebenen höflich bis zur Tür begleitend, „wie gesagt, man kann von einem Tage nicht auf den andern schließen.“

„Lieber Baron,“ lachte M., „Sie haben kein Recht, für diese schöne Waise Mitleid zu erwecken.“

„Damit werden Sie ihm sicher einen Strich durch die Rechnung machen,“ lächelte M.

„Sie kennen den Justizrat nicht,“ lächelte Wolfgang.

M. las den Brief. „Verdammt höflich und versöhnlich gehalten!“ lächelte er.

Eine ähnliche Einförmigkeit der Rede ist mir bei einem Autor aufgefallen, dessen Lieblingsfügung darin besteht, daß er, die Anschlußwörter vermeidend, den Sprechenden mit seiner Geste stets in der Inversion dem Leser vorstellt. So heißt es in einem Wechselgespräch zwischen „Ihr“ und „Ihm“:

„Ja — aber“ — sie hob drohend den Finger —
„nicht wieder den Handschuh abziehen.“

„Nein, gewiß nicht!“ — er legte betauernd die
H a n d a u f s H e r z — „aber lachen darf ich doch?“

Der Wortschatz für die Begriffe des Redens ist ja ziemlich reich und hat eine Fülle von Nuancen, sowohl für die Art des Anschlusses im Dialog als auch für die Gemütsbewegung des Sprechenden. Aber die Verbindung des Aussagewortes und der begleitenden Geste fehlt uns im Deutschen und kann bloß dadurch ersetzt werden, daß man das Bewegungswort allein zugleich als Anzeige der Rede gibt.

Wenn das, der Prägnanz zuliebe, zuweilen und mit Geschmack geschieht, so mag es angehen. Eine Fügung, wie „Hal Glender! fuhr sie empor“, die in ganz korrektem Deutsch heißen müßte: „Hal Glender! rief sie aus und fuhr empor“ oder „Sie fuhr empor und schrie: „Hal Glender!“, wird an passender Stelle großer Enttäuschung, da wo das Interesse am Vorgang und an der dramatischen Bewegung überwiegt, und eigentlich die Rede Begleiterscheinung der Handlung ist, auch ein feineres Sprachgefühl nicht stören.

Anderes aber, wenn es heißt: „Mein teurer Arthur! setzte sie sich nieder“, oder „Nun gut, wenn Du willst! — nahm er das Buch aus ihren Händen — dann besorg ich es“. Das ist höchst geschmacklos, scheint aber modern zu werden, ja es gibt Autoren, die sich's zur Norm machen. Und darum wird es nicht müßig sein, zu untersuchen, was an eisernem Bestand für diese Anknüpfungsworte im Sprachschatz vorhanden ist, ob es hinreicht, und wo Vermehrung not tut und im Geiste des Deutschen möglich ist.

Neben den einfachen Worten „sprechen, sagen, erzählen, mitteilen“ usw. haben wir „ergänzen, hinzufügen, einstimmen, zustimmen, entgegnen, antworten, erwidern, nachtragen, einfallen, fortfahren, wiederholen, hintwerfen, rufen (und seine Zusammensetzungen), bemerken, abbrechen, einwenden, vorschlagen, unterbrechen, ins Wort fallen, meinen, anheben, schließen“ usw. usw., die alle entweder den Gedanken des Erzählers ausdrücken, wie er die Art oder das Tempo der Rede aufgefaßt wünscht, oder eine Zusammenfassung des ganzen Sinnes der Reden bieten, den der Leser ohnedies erkennen muß.

Wer den Dialog liest, muß sehen, daß mit diesen und jenen Worten der X. oder die Y. nicht zugestimmt, sondern unterbrochen, nichts vorgebracht, sondern ergänzt haben. Es sind also rechte Hilfsörter der Umschreibung des „Sagens“, wie die Sprache immer mit bildlichen Ausdrücken das verziert, was sehr häufig vorkommt und was mit der steten Bezeichnung nach dem einfachen Begriff eintönig würde.

Mehr schon sagen die Wörter, die den Ton oder die Intensität der Rede nach dem Sprechenden selbst bieten und nicht mehr ein Urteil des Erzählers, z. B. „lispeln, flüstern, hauchen, schreien, donnern, ächzen, gröhlen, murmeln, hervorgurgeln“. Am höchsten endlich in Beziehung auf begrifflichen Gehalt sowohl, als auch auf stil-ästhetische Verwendbarkeit stehen jene Redewörter, die zugleich den Gemütszustand des Sprechenden bezeichnen, das heißt ursprünglich überhaupt Ausdrücke für Gemütsäußerungen waren und erst durch den Umstand, daß Leidenschaft, frohe und traurige, sich in Worten Luft macht, zu Begriffen des Redens geworden sind. Zu dieser Art gehören: „scherzen, lachen, lächeln, klagen, jammern, murren, knurren, grollen, poltern, stöhnen, seufzen“ usw.

Aus dem Gesagten — man wird in der ganzen Sprache kaum ein Beispiel finden, daß auch die Mimik der Rede mit dem Anknüpfungsworte verbunden werden kann — erklärt es sich, warum „emporfahren“ in dieser Anwendung uns nicht stört, und warum „Teurer Arthur“, setzte sie sich nieder“ ein Un Ding ist. „Emporfahren“, ursprünglich eine Bewegung, ist bildlicher Ausdruck für einen ethischen Begriff geworden, für den heftigen Unmut oder Schreck, es wird Verbum des Redens werden, so gut wie „lachen“ oder „poltern“, die ja auch gemeinhin Bewegungswörter sind. Auch mag es noch in uns vom Ahnher leben, daß „auffahren“ und „erschrecken“ dasselbe Wort einst war; denn „erschrecken“ bedeutete einfach „rasch in die Höhe fahren“ oder „springen“, von welchem alten Sinn noch ein ethnologischer Rest auf der Wiese herumhüpft: der Heuschreck. „Kosen, zärteln, quälen“ und andere mögen die sprachliche Eignung in sich haben, Wörter für Redean schluß und gleichzeitigen Ausdruck des Gemütszustandes zu werden, nicht aber „niedersetzen“ oder „etwas nehmen“.

Für sehr gewagt z. B., wenn auch nicht geradezu falsch, halte ich folgende Wendungen:

„Wie?“ staunte ihr Gatte, „die Börse noch hier?“

„Das ist wahr!“ nickte Lily gedankenvoll.

„Gewiß!“ nickte dieser.

„Es ist merkwürdig,“ nickte Johanna vor sich hin, „und dabei ist sie fast eine Schönheit, oder bilde ich es mir nur ein?“

„Und ist es wirklich und wahrhaftig so? Verschweigst Du mir nichts?“ blickte der Doktor sein Gegenüber ernst und forschend an.

Denn das „Staunen, Nicken, Anblicken“ sind noch nicht so weit Redewörter im allgemeinen Sprachbewußtsein, daß man die Konstruktion im Dialog anders geben sollte, als „meinte er staunend, sprach er mit Kopfnicken (oder „indem er vor sich hinnickte“), fragte er und blickte sie forschend an (oder „forschte er fragend“)“. Besser schon sind Fügungen, wie die nachfolgenden:

„Das ist wirklich unerträglich,“ zürnte die Lady.

„O, wer weiß, Papa,“ schmeichelt Bella. „Wenn der junge Herr Graf einmal hierher kommt und Du mit ihm sprichst.“

„Höchst unflug und unpraktisch, wenn sie das täte,“ höhnte Herr von Bracht.

„Warum so schnell die Flinte ins Korn werfen?“ tadelt sie, „man merkt, Sie sind keine Enttäuschungen, immer nur Siege gewöhnt.“

„Jammerschade, wenn wir um dieses Mädchens willen auf ein so reizendes Vergnügen verzichten müssen,“ bedauert die S. mit heuchlerischem Lächeln.

Nach dem Gesagten sei es dem Leser überlassen, folgende Proben, zuerst unmittelbar mit dem Sprachgefühl zu untersuchen, dann die kritischen Normen anzuwenden, die vorher gegeben sind.

„Nicht doch, mein Kind,“ wehrte der Graf ab, „Sie haben mir nichts zu danken, denn ich tat nicht . . .“

„Gewiß, Herr,“ suchte ihn die Frau günstig zu stimmen.

Dann schüttelte er drohend den Arm gegen den Grafen. „Sei es darum,“ knirschte er zwischen den Zähnen; „Sie sollen die Freude erleben, Ihre einstige Familie morgen . . .“

„Jedenfalls, da wir einmal hier sind, können wir nachsehen,“ beharrte der Pfarrer.

„Es ist nicht so schlimm, als ich dachte,“ beruhigte er seine ängstlich bebende Tochter.

„Ich bin kein Teufel,“ verteidigte sie sich, in der Mitte der Küche stehen bleibend und auf Rochus blickend, „ich bin ein Mädchen und gar ein artiges, fleißiges Mädchen.“

„Das wird wohl nur eine scherzhafte Äußerung gewesen sein,“ zwang sie sich anscheinend gleichmütig zu sagen.

„Natürlich, lieber Junge,“ willigte die Gräfin ein.

Ein Autor, der sein Deutsch versteht, wird aus dem Reichthum der üblichen Wörter und Fügungen immer etwas Passendes finden, und, wenn er bildende Kraft hat, etwas Neues bringen, aber nichts Geschmackloses!

Er wird erzählen:

„Sie erinnern sich der Fabel von dem Löwen und der Maus,“ sagte sie, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „der Löwe war sehr stark und die Maus sehr schwach und klein, und dennoch gelang es ihr, den Löwen zu befreien,“ aber er wird nicht einschreiben „— versuchte sie schwach zu lächeln“.

Er wird erzählen:

„Wenn Du ins Pensionat zurückkehrst, was ich zu hintertreiben hoffe.“ schloß er mit einem Auk, „dann ist's Zeit genug, Deine Freundin von unserem Glück in Kenntnis zu setzen!“

aber er wird nicht einschreiben „— küßte er heiß, schließend —“

Er wird auch nicht, indem er Bewegung und Stimmung umständlich voraus entwickelt, den Leser eine Ewigkeit auf die eigentliche Rede warten lassen, wie der Dichter des folgenden:

Herr von D. schwieg, als Maria nach einigen Sekunden mit schmeichelnder, aber leise vibrierender Stimme, die, gegen ihren Willen, die Angst ihres Herzens verriet, wie ihr Vater wohl dieses Bekenntnis ihrer Seele aufnehmen werde, fortfuhr:

„Zuweilen beschleicht mich darum die Furcht, es könne irgend einer der Bewerber die Macht über mein Herz bekommen.“

Und er wird schließlich den Telegrammstil im Dialog vermeiden.

Ein schmerzlicher Augenaufschlag: „Genug davon. Zur Zeit wird alles in Ordnung sein.“

Einige sehr lustige und drastische Belege für den stilistischen Dialog-Unfug brachte der „Madderadatsch“ in folgenden (wohl fingierten) Beispielen:

„So ist es also abgemacht!“ erhob er sich jetzt. — „Ich will hoffen, daß es so rasch geht,“ achselzuckte Flora. — „D, wie sollte ich nicht!“ vermochte Wilhelm sich kaum von seinem Erstaunen zu erholen. — „Na, dann ist das beschlossen,“ griff Tobias nach seinem Hute. — „Nein, welch ein göttliches Paar!“ schaute Antonie hinter beiden drein. — „Meine Gnädige!“ trat der von dem jungen Husaren bezeichnete Offizier schnarrend an das junge Mädchen heran. — „Um, wir sprechen wohl noch darüber!“ schob er seinen Stuhl zurück. — „Ja,“ setzte er eben sein überschlagenes Bein in taftmäßige Bewegung.

„Gott, mein Gott,“ erhob sie die Hände. — „Mama,“ umschlang Blanche die Mutter mit heißer Zärtlichkeit. — „Ich danke Dir, liebe Mutter,“ umschlang Genieva die Sprecherin voller Inbrunst. — „Er hat uns einen großen Beweis seiner Anhänglichkeit und Hingebung gegeben,“ ließ er sich dadurch nicht stören. — „Was willst Du tun?“ schrak sie nicht zurück. — „Wähle also und wähle recht!“ maß er sie noch einmal mit verächtlichem Blick!

Ein Romanschriftsteller soll sich natürlich vor solchen albernen Redean schlüssen hüten.

Und nun noch ein Wort über eine scheinbare unbedeutende äußerlichkeit, die aber doch der Beachtung wert ist.

Bei den Dialogen wendet man im Deutschen Gänsefüßchen („“) an, während die Franzosen vor jede neue Rede einen Strich (—) setzen. Dies ist lediglich eine Sache der Vereinbarung und der Überlieferung, denn das gesprochene Wort muß durch ein bestimmtes Zeichen als solches zu erkennen sein. Wenn Wustmann⁷⁾ so lebhaft gegen die Gänsefüßchen als gegen „nichtsnußige Spielereien“ polemisiert, so hat er in diesem Falle unrecht. Er sagt: „Wenn jemand einen Roman vorliest, so kann er doch die Gänsefüßchen nicht mitlesen, und doch versteht ihn der Zuhörer. Wozu schreibt und druckt man sie also?“ Hierauf ist zu erwidern, daß ein guter Vorleser durch die verschiedene Tonart die einzelnen Reden verdeutlicht. übrigens werden tausendmal mehr Romane gelesen als vor-gelesen, und es kommt hauptsächlich darauf an, daß jeder Leser sofort erkennt, was gesprochen ist und was nicht. Dies geschieht

⁷⁾ Allerhand Sprachdummheiten. 2. Ausgabe. Leipzig, Brunow, 1896. S. 240.

aber am besten durch die Gänsefüßchen. Das völlige Fortlassen dieser Zeichen, wie es im Feuilleton einiger Zeitungen üblich ist (auch in Paul Heyse's Romanen sind sie fortgelassen), erschwert die Lektüre und kann zuweilen zu sonderbaren Verwechselungen Anlaß geben. Allerdings soll man auch mit den Gänsefüßchen keinen Mißbrauch treiben und in einem Dialog alle Reden nur mit zwei, nicht aber die Reden der zweiten Person mit vier Gänsefüßchen („—“) versehen.
